

Der 3. März 1945 - Kriegsende in Vennikel

Jan Lohmann

In der Nacht zum 3. März des Jahres 1945 hatte es noch einmal leicht gefroren. Die Pfützen auf der Straße vor unserem Haus bedeckte am Morgen eine dünne Eisschicht. Im Laufe dieser Nacht hatte man im etwa 1 km entfernten Lauersforter Wald ab und zu ein einzelnes deutsches Artilleriegeschütz schießen hören. Das Grollen der näher rückenden Front war schon seit einigen Tagen unüberhörbar gewesen. Zumindest wir Kinder hatten aber für die damaligen Umstände in dieser Nacht ziemlich normal geschlafen.

Seit dem Frühsommer 1944 ging die ganze Familie jeden Abend schon zum Schlafen in den Bunker, statt ihn erst bei Fliegeralarm aufzusuchen. Am Tag vorher waren auf unserer Straße immer wieder Militärfahrzeuge vorbeigekommen. Dann hatten wir zwei verwundete Infanteriesoldaten gesehen. Einer von ihnen hatte den Kopf verbunden, der andere einen Arm in der Schlinge. Ihr Ziel war offensichtlich die Stellung der 4. Flakbatterie unserem Haus gegenüber. Wir wunderten uns, dass sie zu Fuß kamen. Noch mehr Fahrzeuge als bei uns hatten wir auf der Landstraße beobachten können, die nördlich von uns parallel zu unserer Straße in ungefähr 400 m Entfernung durch Vennikel verlief. Fast alle diese Autos waren in östlicher Richtung unterwegs, kaum eines von ihnen fuhr nach Westen, in die Richtung der Front.

Wir hatten schon seit drei Wochen keinen Unterricht mehr. Das Schulgebäude war bei einem Luftangriff frühmorgens

gegen 6.30 Uhr teilweise zerstört worden, das Lehrerhaus sogar ganz. Dabei war auch Carola, die Tochter einer Lehrerin, zu Tode gekommen. Sie war drei Jahre jünger als ich. Ihr Vater, ebenfalls Lehrer, war noch als Offizier im Krieg. Bis zu seiner Einberufung hatte er die Volksschule in Kaldenhausen geleitet. Er ist noch im Sommer 1945, nach Ende des Krieges, in einem der berüchtigten amerikanischen Kriegsgefangenenlager in den Rheinwiesen bei Rheinberg gestorben. Bald nachdem ich aufgestanden und aus dem Bunker ins Haus gekommen war, fuhr meine Mutter mit dem Fahrrad nach Kapellen, zur für uns zuständigen Gemeinverwaltung.

Sie wollte noch irgendeinen Bescheinigung abholen, auf den sie schon länger gewartet hatte. Es werde nicht lange dauern. Ich sollte so lange meine Geschwister beaufsichtigen. Es war kurz vor 8 Uhr. Eine halbe Stunde später war sie aber wieder zu Hause. Im Rathaus war man gerade dabei, eilig irgendetwas auf- oder wegzuräumen. Sie solle nur wieder nach Hause fahren. Die Verwaltung sei ab sofort für unbestimmte Zeit geschlossen. Es sei möglich, dass an diesem Tag die Front noch näher kommen werde.

Von Schmitz' Toni, einem Bauern, dessen Hof gut 600 m von uns entfernt lag, hatten wir noch 30 Pfund Erbsen zu bekommen. Wir hatten für ihn Schafwolle gesponnen. Der Lohn dafür bestand gewöhnlich in Naturalien, z. B. in diesen Erbsen, aber auch in Getreide oder in Rüben für unsere Tiere. Meine Mutter fragte, ob ich

eben mit dem Fahrrad hinfahren und die Erbsen holen könne. Ich fuhr los, nach Westen und damit in die Richtung der Front. Auf der Straße kamen mir ein paar „Kübelwagen“ entgegen, mit Soldaten, hauptsächlich Offizieren. Ich kannte damals alle Rangabzeichen der Wehrmacht. Der Kübelwagen war die militärische Variante des Volkswagens, das deutsche Gegenstück zum Jeep der Amerikaner. Auf einer Wiese neben Vennemann, dem von uns aus nächsten Bauernhof, landete ein „Fieseler Storch“, ein extrem langsam fliegendes deutsches Aufklärungsflugzeug. Das war, wie ich wusste, ein sicheres Anzeichen für die Nähe der Front. Als ich bei Schmitz in die Einfahrt zum Hof einbog, brachten dort, gleich neben der Straße, deutsche Soldaten gerade ein schweres Maschinengewehr vom Typ MG 42 in Stellung. Keine 100 m weiter, bei Schmitz' Benni, Tonis Bruder, hatte man ein Pak-Geschütz postiert. Sonst aber war, abgesehen von weiter entferntem Artillerieschießen, noch alles ruhig. Ich ließ mir von Frau Schmitz das Säckchen mit den Erbsen geben, klemmte es auf den Gepäckträger meines Fahrrads und raste los, nach Hause. Ich weiß nicht, ob ich jemals in meinem Leben schneller gefahren bin, über die holprige Straße mit den vereisten Pfützen. Vor diesem Samstag, dem 3. März 1945, bestimmt nicht. Ich war damals seit Oktober des Vorjahres 11 Jahre alt.

Inzwischen war auch mein Vater nach Hause gekommen. Er war, wie gewohnt, um 5.30 Uhr noch nach Uerdingen zur Waggonfabrik gefahren, seiner Arbeitsstelle. Dort hatte es aber nur noch eine Versammlung der Belegschaftsmitglieder gegeben, die an diesem Morgen noch erschienen

waren. Man erzählte den Arbeitern noch was von Durchhalten und Endsieg. Dann aber wurde der Betrieb geschlossen und alle wurden nach Hause geschickt.

In der Nacht war mein Vater gegen 3 Uhr benachrichtigt worden, der Volkssturm sei aufgerufen. Treffpunkt sei um 8 Uhr an der Schule. Mein Vater könne darum nicht zur Arbeit fahren. Der sog. „Volkssturm“ wurde Ende des Krieges noch als letztes Aufgebot zur Erringung des „Endsieges“ aufgestellt. Alle Männer von 16 bis 60 Jahren, die nicht schon als Soldaten Dienst taten, waren per Gesetz zur Teilnahme verpflichtet. Bei uns in Vennikel hatte man ein paar Wochen vorher die entsprechenden Leute einberufen. Es waren 16, von denen mein Vater mit 37 Jahren bei weitem der Jüngste war.

Die Männer hatten einmal im Schießstand der 1. Batterie, einer der beiden Flakstellungen in unserer Nähe, zusammenkommen müssen, um mit einem Karabiner schießen zu üben. Als mein Vater am besten schoss, hieß es gleich im Scherz: „Aha, da sieht man's. Der Wilddieb!“ Tatsächlich besaß mein Vater einen Flobert, ein 6 mm-Kleinkalibergewehr, mit dem er in unserem Garten schon mal einen Hasen und einen Fasan geschossen hatte. Das war zu Beginn des Krieges gewesen, als wir noch ganz allein auf der „Viertelsheide“ wohnten. Die gesamte Ausrüstung des Vennikeler Volkssturms bestand in einem einzigen Gewehr. Wenn es zum Einsatz käme, sollte jeder noch ein paar Panzerfäuste erhalten. Als „Soldaten“ wären die Männer durch eine Armbinde mit der Aufschrift „Volkssturm“ gekennzeichnet worden. Vielleicht hätte sich auch noch für den einen oder anderen ein Stahlhelm

gefunden. Zum Glück kam es aber nicht so weit. Gegen 5 Uhr wurde der Alarm für den Vennikeler Volkssturm wieder abgeblasen. Mein Vater durfte zur Arbeit fahren.

Nun erzählte er, in Uerdingen im Hafen solle noch ein Schiff mit Salz liegen. Viele Leute holten sich dort Salz. Man wisse nicht, was kommen werde, ob es demnächst überhaupt noch Salz gebe. Er wolle auch was holen. Darauf sagte meine Mutter, eigentlich habe sie an diesem Tag noch nach Rheinhausen fahren wollen, um bei einem Bäcker Roggen gegen Brot einzutauschen.

Wann es wieder Brot zu kaufen gebe, wisse ja auch niemand. Nun aber protestierte ich, unter Tränen. Ich wollte nicht als ältester mit den jüngeren Geschwistern so lange allein zu Hause bleiben. Ich wusste, dass es bis zu diesem Bäcker wenigstens 5 km weit war. Und dass die Front an diesem Tag nur ein bisschen näher kommen würde, das konnte auch nicht stimmen. Das war mir klar. Dafür hatte ich auf der Fahrt zu Schmitz zu viel gesehen. Meine Mutter beruhigte mich sofort. Sie bleibe natürlich da. Sie habe nicht ernstlich vorgehabt, jetzt noch zu fahren. Sie habe nur laut gedacht.

Mein Vater kam nach 10 Minuten auch schon wieder zurück. Unterwegs im Bruch waren ihm Soldaten, Infanteristen, entgegen gekommen und hatten ihn gewarnt, weiter zu fahren. Es sei nicht sicher, ob er von Uerdingen noch mal zurückkomme. Im Zentrum von Krefeld sei schon der Ami. Bis es hier richtig losgehe, das sei nur noch eine Frage von ein paar Stunden. Erst irgendwann später hat man erfahren, dass schon am Vortag amerikanische Solda-

ten den Südrand von Uerdingen erreicht hatten. Davon war an diesem Morgen den Arbeitern in der Waggonfabrik nichts gesagt worden.

Die nächsten zwei Stunden verliefen in gespannter Erwartung. Äußerlich war alles ziemlich ruhig. Wir saßen in der Küche oder im Elternschlafzimmer am Fenster, von wo aus man die Straße und einen Teil der Flakstellung, vor allem die Wohnbaracken der Soldaten beobachten konnte. Durch das westliche Nachbargrundstück, das mein Großvater bewirtschaftete, hatten Soldaten ein paar Wochen vorher in Zickzacklinie einen Schützengraben ausgehoben. Er führte neben unserem Grundstück her ein Stück nach Norden, bog nach rechts ab durch unser Wäldchen hinter dem Haus, verlief danach durch ein benachbartes Feld nach Süden, überquerte die Straße und umgab im weiteren Verlauf die gesamte Flakstellung. In diese waren wir durch den Graben praktisch einbezogen worden. An einem MG-Stand in Höhe unseres Bunkers, etwa 10 Meter von unserem Haus entfernt, bauten einige Flak-soldaten nun ein schweres Maschinengewehr auf.

Die Straße verlief in etwa 40 m Entfernung von unserem Haus südlich an unserem Grundstück vorbei. Die Baracken der 4. Batterie befanden sich hauptsächlich auf der anderen Seite der Straße. Nach und nach kamen von dort nun mehrere Soldaten zu uns. Sie verabschiedeten sich und brachten einige persönliche Dinge mit, die sie beim Rückzug doch nicht mitnehmen könnten. Sie schenkten sie uns. Mein Bruder Heinz und ich bekamen z. B. jeder ein Album mit sog. Zigarettenbildern. Das eine hieß „Wunder der

Tierwelt“, meines „Aus Deutschlands Vogelwelt“. Viele der Soldaten kannten wir gut. Einer brachte ein Radio. Wir sollten es erst einmal für ihn aufbewahren. Wenn er nach Ende des Krieges aber nicht bald käme, sollten wir es behalten. Diese Soldaten machten nicht den Eindruck, dass sie noch an den „Endsieg“ glaubten.

Der nächste „Besuch“ beunruhigte uns. Unmittelbar vor unserem Grundstück, an der Einfahrt zu unserem Haus, brachten vier Infanteriesoldaten in ihren grau-grünen Uniformen ein Pakgeschütz in Stellung. „Unsere“ Soldaten der Flak trugen blaugraue Uniformen. Es war dasselbe Geschütz, das ich vorher bei Schmitz' Benni gesehen hatte. Wir fürchteten, und das wohl zu Recht, dass diese Situation bei einem Panzerangriff für uns gefährlich werden könne.

Meine Mutter hatte gerade in der Küche Erbsensuppe aufgesetzt. Ich beschäftigte mich mit „Deutschlands Vogelwelt“. Mein Vater unterhielt sich draußen am MG-Stand mit den Soldaten. Plötzlich rauschte etwas heran und schlug hinten in unserem Wäldchen ein. Mein Vater stürzte ins Haus: „Sofort in den Bunker! Das war eine Nebelgranate zur Zielmarkierung. Gleich gibt's Artilleriebeschuss.“

So hatten es ihm die Soldaten vom MG-Stand gesagt. Mutter verließ ihre Suppe, und wir verschwanden schnell im Bunker vor unserem Haus, gleich neben dem MG-Stand. Die „Vogelwelt“ ging mit. Wir Kinder haben den Bunker in den nächsten 24 Stunden nicht mehr verlassen. Das Artilleriefeuer dauerte mit Unterbrechungen etwa drei Stunden. In einer der Pausen lief meine Mutter nach oben und ins Haus, um nach der Suppe zu sehen.

Sie war mittlerweile angebrannt. Wir haben sie aber tapfer gegessen. Gleich zu Beginn der Schießerei waren auch die Soldaten vom Pak-Geschütz zu uns in den Bunker gekommen. Sie wirkten alle sehr erschöpft, besonders der jüngste von ihnen. Er trug nicht einmal eine Wehrmachts-, sondern nur eine Arbeitsdienstuniform. Auf die besorgte Frage meiner Mutter beruhigten sie uns. In einem solchen Bunker brauche man vor der Artillerie keine Angst zu haben. Da sei man absolut sicher.

Den Bunker hatte uns auf Antrag meiner Eltern 1943/1944 die Gemeinde gebaut. Unser Haus hatte keinen Keller. Die nächsten Nachbarn waren zu weit weg. Dazu bedeutete sicherlich auch die unmittelbare Nähe der Flakstellung eine besondere Gefährdung. Wir waren verpflichtet, wenn zivile Besucher der Flaksoldaten von Fliegeralarm überrascht würden, diese zu ihrem Schutz bei uns im Bunker aufzunehmen. Das wäre aber auch ohne eine besondere Verpflichtung selbstverständlich gewesen. Der Bunker lag vor dem Haus in Richtung auf die Straße zu. Es war ein Erdbunker. Von außen waren oberirdisch nur der Eingang, der Notausgang und eine leichte Erdaufschüttung sichtbar. Wände und Decke des Eingangs waren aus Beton. Seine Außenwände waren mit hellgrauen Zementziegeln verkleidet. Eine Treppe führte mehrere Meter tief nach unten. Dort ging es zuerst nach links durch eine schwere, dicke Türe in die Gasschleuse. Diese war etwa 1,20 m breit und etwa 2 m lang. Dann führte, wieder nach links, die nächste Tür in den Hauptteil des Bunkers. Er bestand aus zwei Räumen. Sie waren beide etwa 2 m hoch, ungefähr genauso breit und 2,50 bis 3 m lang. Eine

Türöffnung verband beide miteinander. Vom hinteren Raum gelangte man in den Schacht des Notausgangs, der dann wieder ins Freie führte.

Die Decke war 1,60 m dick, leicht gewölbt und bestand aus Stahlbeton, ebenso die 1 m dicken Seitenwände. Oben auf dem Bunker lag dann noch mal 1 m Erde. Von den Haupträumen führten einige Entlüftungsrohre nach oben und nach draußen. Ein weiteres Rohr diente als Schornstein. Wir hatten einen kleinen Ofen, mit dem wir den Bunker heizen konnten. Die Einrichtung bestand im Wesentlichen aus Stühlen und mehrstöckigen Feldbetten. Dazu kamen, wo gerade noch Platz war, Kisten und Kübel mit Vorräten. Wir schliefen schon seit längerem jede Nacht unten.

Irgendwann hörte die Artillerie auf zu schießen. Zum Glück zogen die Infanteristen mit dem Pak-Geschütz weiter. Meine Eltern verließen den Bunker, um unsere Tiere zu versorgen. In der Flak-Stellung hatte das Artilleriefeuer, wie wir von Soldaten erfuhren, keinen besonderen Schaden angerichtet.

Von den sechs noch vorhandenen Kanonen war nur eine beschädigt worden. Zwei von den ursprünglich acht Kanonen waren in der letzten Februarwoche bereits abgezogen worden, genau wie die gesamte 1. Batterie, die 500 m weiter in der direkten Nachbarschaft meiner Großeltern in einem kleinen Wäldchen lag. Zwei Soldaten waren bei dem Beschuss leicht verwundet worden. Man hatte in letzter Zeit bei der 4. Batterie die Erdwälle, die um die einzelnen Geschütze herumliefen, nach Südwesten hin weitgehend abgetragen. So hatte man bei einem eventuellen Panzerangriff durch die Amerikaner aus Rich-

tung Krefeld freies Schussfeld. An unserem Haus war die Vorderseite beschädigt. Wir haben diese Schäden später mit Material aus der Stellung reparieren können. Mein Aquarium, das im Jungenschlafzimmer gestanden hatte, war von einem Granatsplitter zertrümmert worden. Die Fische lagen tot zwischen den Scherben am Boden. Der Stall auf der anderen Seite des Hofes hatte keinen Schaden erlitten. Da im Stall und im Schuppen, der sich an den Stall anschloss, noch Heu und Stroh lagerten, hätte es dort leicht zu einem Brand kommen können. Außer den tiefen Bombentrichtern in unserem Garten und auf den Feldern ringsum, die zum Teil erst drei Wochen alt waren, gab es jetzt im Garten und sogar auf dem Hof eine Reihe von kleineren Trichtern, die die Einschläge der Artilleriegranaten hinterlassen hatten.

Meine Eltern standen noch am Eingang zum Bunker und unterhielten sich mit einem Fremden, der plötzlich dort erschienen war. Es war ein schon etwas älterer Mann in Zivilkleidung. Man hatte ihn von Uerdingen aus als Volkssturmmann der 4. Batterie zugewiesen. Er hatte sich zuerst am MG-Stand aufgehalten, war aber dann vom Batteriechef, einem jungen Leutnant, weggeschickt worden. Man könne ihn nicht gebrauchen. Er solle, bis alles vorbei sei, zu uns in den Bunker gehen und dann zusehen, dass er wieder heil nach Hause komme.

Wir Kinder waren im Bunker geblieben. Plötzlich rief meine Mutter, die zufällig in Richtung Krefeld sah: „Da kommen die Panzer!“ und flüchtete in den Bunker. Mein Vater rief noch: „Einer brennt schon!“ und lief ebenfalls. Auch im Bunker hat-

ten wir gehört, dass die Flak plötzlich angefangen hatte zu schießen.

Unmittelbar vor der Türe zur Gasschleuse blickte mein Vater sich noch einmal um und sah, dass der Fremde auf der Treppe sitzen geblieben war, auf der dritten oder vierten Stufe von oben. Er rief ihm zu, er solle sofort herunterkommen. Dort oben sei es viel zu gefährlich. Kaum war der Mann unten und knapp in der Gasschleuse, als es fürchterlich krachte. Eine Panzergranate hatte dort, wo der Mann gesessen hatte, die Wand durchschlagen und war dabei explodiert. Sie hätte ihn zweifellos zerfetzt. Die Treppe war übersät mit Ziegeltrümmern und Betonbrocken. Von einem der Panzer aus hatte man wohl den Mann im Bunkereingang verschwinden sehen, den Eingang zum Bunker für einen Teil der Flakstellung gehalten und sofort mit der Panzerkanone geschossen. Hätte die Granate allerdings nicht den Bunkereingang, sondern das dahinter liegende Haus getroffen, wäre der Schaden erheblich größer gewesen. Der Mann aus Uerdingen saß danach stundenlang wie stumm bei uns im Bunker. Am nächsten Tag hat er dann versucht, Uerdingen zu erreichen und wieder nach Hause zu gehen. Wir haben nie mehr etwas von ihm gehört.

Ein Rudel von acht amerikanischen Sherman-Panzern hatte die Flakstellung angegriffen. Einer wurde sofort getroffen, die übrigen sieben drehten, als sie beschossen wurden, nach Süd-Osten ab. Ehe sie jedoch im tiefer gelegenen Bruch verschwinden konnten, hatte die Flak auch den zweiten in Brand geschossen. Die 8,8-Flak war nicht nur bei den Besatzungen der Bombenflugzeuge gefürchtet, sondern

noch mehr bei den Panzerbesatzungen. Sie gilt als die beste Panzerabwehrwaffe des 2. Weltkriegs. Nach dem schweren Bombenangriff vor drei Wochen und dem starken Artilleriefeuer eine Stunde vorher hatten die Amerikaner wahrscheinlich nicht mit so heftiger Gegenwehr gerechnet.

Uns war allerdings nicht wohl bei der Sache, weil jetzt wieder Artilleriebeschuss oder vielleicht sogar ein erneuter Bombenangriff auf die Stellung zu befürchten war. Die restlichen sechs Panzer wurden am östlichen Rand des Bruchs, kurz vor dem Dorf Kaldenhausen, von einem „Königstiger“ erwartet. Das war damals der beste deutsche Panzer und nach allgemeiner Ansicht der stärkste Panzer des 2. Weltkriegs. Auch er war mit einer 8,8-Kanone bewaffnet. Fünf ausgebrannte Shermans lagen hinterher noch einige Zeit im Bruch.

Wider Erwarten blieb es um die Stellung herum ruhig. Die amerikanischen Truppen umgingen sie einfach. Es war klar, dass sie doch aufgegeben werden mussten. Sie rückten südlich durchs Bruch vor und nördlich von uns in Vennikel entlang der Landstraße. Dort hat es noch schwerere Kämpfe gegeben, mit toten Soldaten und Zivilisten. Kämpfe gab es auch noch im Bruch. Im Garten meines Großvaters, dessen Hof am Rand des Bruchs lag, sind mehrere deutsche Soldaten gefallen. Mein Großvater, Onkel Jupp und Tante Gertrud, die jüngste Schwester meiner Mutter, haben sie hinterher im Garten begraben. Ich habe die Gräber noch gesehen. Auch sonst gab es an vielen Stellen in unserer Gegend neben den Straßen vorläufige Soldatengräber. Einige Zeit spä-

ter wurden die gefallenen Soldaten dann umgebettet und auf größeren Soldatenfriedhöfen beigesetzt.

Bei meinen Großeltern hatte es noch eine nicht ganz ungefährliche Situation gegeben. Am Vormittag war ein Trupp deutscher Infanteristen unter der Führung eines Unteroffiziers auf dem Hof erschienen. Sie sahen sich alles an. Dann bauten sie auf der Fensterbank des Schlafzimmers der Großeltern ein MG auf, weil man von dort aus sehr gutes Schussfeld ins Bruch hinein hatte. Großvater, der wohl die in Trümmer gelegten französischen Dörfer des 1. Weltkriegs noch vor Augen hatte, wehrte sich. Ob das denn noch was bringe? Auf diese Weise verliere er doch nur seinen Hof. Da brauste der Unteroffizier auf und drohte, Großvater zu erschießen. Als der daraufhin sagte, er sei ebenfalls Soldat gewesen und habe im Weltkrieg auch für Deutschland gekämpft, beruhigte sich der Mann wieder. Später trank er in der Küche der Großeltern eine Tasse Kaffee und bekam einen zweiten Wutanfall. Im Radio wurde gemeldet, im Raum Kempen seien Angriffe alliierter Truppen erfolgreich zurückgeschlagen worden. Kempen lag in Luftlinie ungefähr 15 km weiter westlich, und er wusste es natürlich besser. Die Amerikaner waren nur noch ein paar hundert Meter entfernt. Der Mann war mit seinen Nerven offensichtlich total am Ende. Ob er nachher zu den Gefallenen in Großvaters Garten gehört hat, weiß ich nicht.

Im Haus haben alle die schlimmen Stunden überlebt: die Großeltern, Tante Bella, Tante Christine und Onkel Jupp, Tante Änne und ihr kleiner Paul, Tante Hilde und mein Vetter Jakob und Tante Gertrud. Als sie im

Keller saßen, haben sie allerdings lange die z. T. schwer verletzten Kühe brüllen hören, ohne ihnen helfen zu können. Auch das Gelände und die Umgebung der 1. Batterie waren mit schwerem Artilleriefeuer belegt worden, obwohl die Batterie selbst schon abgezogen worden war. Der Stall hatte mehrere Treffer abbekommen.

Über Verluste der Amerikaner an diesem Tag in unserer Gegend weiß ich nichts. Ihre Gefallenen blieben nirgendwo liegen, wurden auch nicht irgendwo vorläufig beerdigt, sondern sofort zu den großen alliierten Sammelfriedhöfen z. B. in Holland und Belgien gebracht.

Die Stellung der 4. Batterie wurde nicht mehr angegriffen, weder mit Fußtruppen, noch mit Flugzeugen. Den Rest des Tages bis in die Nacht hinein kamen immer wieder einzelne Soldaten zu uns in den Bunker und informierten uns über die augenblickliche Lage. Wie schon am Vormittag ließen einige ihre Heimatadresse da, mit der Bitte, wir sollten, sobald es wieder möglich sei, ihre Angehörigen informieren, dass sie heil und gesund weggekommen seien. Auch der Batteriechef selbst kam, um sich zu verabschieden. Mit ihm zusammen kam auch der „Küchenbulle“, ein Unteroffizier Schütz, im Privatleben Metzgermeister in Pirmasens. Wir kannten ihn sehr gut. Er schickte uns immer die Russen, die in seiner Küche arbeiteten, mit Kartoffelschalen und anderen Abfällen für unsere Schweine. Er hatte auch noch im Herbst bei uns geschlachtet. Jetzt sagte er meinem Vater, im Keller unter der Küche der Batterie, die sich auf unserer Straßenseite im Nachbarwäldchen befand, hänge noch ein halbes Schwein.

Das sollten wir uns holen, wenn alles vorbei sei, auch noch andere Lebensmittel. Die Amis brauchten das nicht. Die hätten genug zu essen.

Dann wurde es für längere Zeit ruhig. Die Stellung war anscheinend geräumt worden. Wir warteten, wie es weiter gehen werde. Plötzlich hörten wir Stimmen. Man sprach deutsch. Die Soldaten waren zurückgekommen. Unterwegs hatten sie den Befehl erhalten, die Stellung wieder zu besetzen. Inzwischen waren, wie sie feststellen konnten, amerikanische Soldaten in der Stellung gewesen.

Sie hatten sich jedoch wieder zurückgezogen, als die Deutschen zurückkamen. Eine Stunde später zogen diese dann aber endgültig ab. Bis auf eines hatten sie alle ihre Geschütze unbrauchbar gemacht. Das letzte haben sie zuerst noch einen Kilometer weit mitgeschleppt. Es hat dann, ebenfalls unbrauchbar gemacht, in der Nähe der Kiesgrube nicht weit von Großvaters Hof gestanden.

Da alle Brücken über den Rhein von deutschen Pionieren schon gesprengt worden waren, fuhren sie in Rheinhausen in ein Bergwerk ein und gelangten so unterirdisch auf die rechte Rheinseite. Das haben wir einige Zeit später vom mittlerweile ehemaligen Unteroffizier Rummel erfahren, der plötzlich in Zivil bei uns auftauchte. Er erzählte auch noch, der Batteriechef habe von einer vorgesetzten Stelle den Befehl erhalten, vor dem Abzug die russischen Kriegsgefangenen zu erschießen, die der Batterie als Hilfskräfte zugeteilt worden waren. Er habe das aber nicht getan, mit der Begründung, er brauche die Russen für den Abtransport von Verwundeten. Tatsächlich gab es aber nur zwei

Leichtverwundete unter seinen Soldaten. Später habe der Leutnant dann mit den Amerikanern Kontakt aufgenommen und ihnen die Russen übergeben. So weit Unteroffizier Rummel. Ein solches Verhalten war damals nicht selbstverständlich. So etwas gab es aber offensichtlich auch.

Wir hatten überhaupt den Eindruck, dass die Russen in der 4. Batterie den Umständen entsprechend menschlich behandelt wurden. Wir Kinder kannten die Russen z. T. auch, vor allem die beiden aus der Küche, Wassilij, von uns Willi genannt, der so schöne Vögel schnitzte, und auch Iwan, den wir oft singen hörten. Hätte man sie erschossen irgendwo in der Stellung gefunden, wäre das auch für uns schrecklich gewesen.

Wir hörten in der Nacht etwas weiter weg immer noch einmal schießen, das Hämmern von Maschinengewehren und die einzelnen Abschüsse leichter Geschütze. In der näheren Umgebung blieb es ruhig.

Als es am nächsten Morgen hell geworden war, ringsum niemand zu sehen war und alles ruhig blieb, ging mein Vater hinüber zur Küche des Unteroffiziers Schütz, holte das halbe Schwein und noch andere Lebensmittel, z. B. einige Kommisbrote, ein Fässchen Salzheringe, einen Kessel mit eingelegtem Fleisch für Sauerbraten, Dosen mit Käse, Dosen mit Apfelmus, mehrere Kartons mit Knäckebrot, einen großen Sack Weizen und einen kleineren voll Zucker. Bei seinem letzten Ausflug habe ich ihn begleitet. Wir waren für die erste Zeit gut versorgt.

Gegen Mittag näherte sich auf unserer Straße von Westen her ein ganzer Convoy amerikanischer Militärfahrzeuge. Auf

den ersten Autos waren Maschinengewehre aufgebaut. Man fuhr ein Stück, blieb stehen, schaute zur verlassenen Flakstellung hin, sicherte, fuhr langsam wieder an und fuhr weiter. Das wiederholte sich einige Male. Wir hatten inzwischen eine weiße Fahne herausgehängt, standen jetzt zeitweilig draußen vor dem Haus und sahen zu.

Ich habe in der nächsten Zeit und auch später in Bezug auf das allgemein vorsichtige Vorgehen der „Amis“ mehrfach gehört, das sei Feigheit gewesen. Warum sollten sie aber unnötig Verluste an Menschen hinnehmen? Trotz der Gleichwertigkeit, z. T. sogar Überlegenheit einzelner deutschen Waffensysteme, z. B. der 8,8Flak, des MG 42, des Königstigers, war die Materialüberlegenheit der Amerikaner insgesamt so groß, dass sie sich jede Vorsicht leisten konnten, die Menschenleben schonte. Manchmal mussten sie nur abwarten, bis ein Problem sich von selbst erledigte, wie sich das Problem mit „unserer“ 4. Batterie ja auch gelöst hatte. Oder sie setzten massiv ihre krasse Luftüberlegenheit ein und zerbombten jeden Widerstand.

Am Nachmittag erschienen auch andere Leute aus der weiteren Nachbarschaft in der Batterie. Am Straßenrand lagen die Tornister der Soldaten. Sie hatten von einem Auto abtransportiert werden sollen. Man war aber nicht mehr dazu gekommen. Wir hatten sie nicht angetastet. Da sie vermutlich persönliches Eigentum der

Soldaten enthielten, waren sie für uns tabu gewesen. Einige andere störte das aber nicht. Die Tornister wurden geöffnet, durchsucht und ausgeplündert. Was wertlos zu sein schien, wurde achtlos auf die Straße geworfen.

Auch die bis dahin noch verschlossene Schreibstube der Batterie wurde aufgebrochen. Ich habe noch gesehen, wie jemand mit einer Schreibmaschine unter dem Arm verschwand, ein anderer mit einer Geldkassette. Hätten wir bis dahin wegen der Lebensmittel, die wir aus der Küche geholt hatten, noch Bedenken gehabt, so wären sie jetzt sicherlich verschwunden.

Wir hatten nun Sonntag, den 4. März 1945. Der Krieg dauerte zwar noch mehr als zwei Monate, mit vielen Toten und mit schlimmen Verwüstungen von Städten. Für uns aber war er im Wesentlichen zu Ende. An seinen Folgen hatte man jedoch noch lange zu tragen. Aber es gab nun keinen Fliegeralarm mehr, keine Bomben, keine Jabos, die plötzlich am Himmel auftauchen konnten und auf alles schossen, was sich bewegte.

Es gibt wohl keinen Tag in meinem Leben, zumindest aus meiner Kindheit und Jugendzeit, von dem mir so viele Einzelheiten in Erinnerung geblieben sind. Das dürfte vor allem an der ungeheuren Anspannung liegen, mit der man auch als Kind die damalige Zeit erlebt hat und in der ich im Besonderen den 3. März 1945 erlebt habe.

